

Es gibt eine Schlüsselszene in James Deans letztem Schinkenkinofilm „Giganten“. Da steht er, alias Jett Rink, einem Männerhaufen aus Großgrundbesitzern und Anwälten gegenüber, die ihn mit ein paar Dollars für sein eben erhaltenes Stückchen Land abfinden wollen. In Texas ging es damals schon nur um Öl, Geld und Lügen. Dean bastelt an einem Lasso herum, fabriziert autistisch einen kunstvollen Wurfknoten, hört zu, hört weg, lacht höhnisch, schaut durch die Geschäftsleute und das gebündelte Bare hindurch, grinst blöde, schüttelt den Kopf, erhebt sich, dreht noch eine Runde durchs stickige Büro, öffnet dann die Türe und verabschiedet sich mit einer unsterblichen Geste: eine Art angedeutete Verbeugung, knapper Griff zum Hut und danach, grazil, hochmütig die Handfläche geführt, einen kurzen Querstrich zeichnend, einen Strich durch diese Rechnung, durch alle Rechnungen dieserart. Der Strich sagt uns: danke, das war's, nicht mit mir, Jungs, Schluss, Klappe.

Der methodisch besessene Mime James Dean hat an dieser Sequenz viel getüftelt und geprobt und sie mit einer brisanten Mischung aus Kraft, Spannung, Authentizität und verdeckten Botschaften angereichert. Das lässige Lassospiel erzählt etwas Bedrohliches von Kopf und Schlinge und die finale „Leckt-mich“-Strichpose liefert ganze Bedeutungskaskaden: Trotz, Stolz, Zynismus, Verweigerung, Protest, Verachtung, Rebellion, epochales Lebensgefühl, das jeden von uns berührt – mehr oder weniger. Die cineastische wie private Strahlkraft des Helden ist ungebrochen. Schauen wir uns ihn noch einmal genauer an: diesen doch sehr schönen, verletzten jungen Mann, dessen Hände und Fäuste in den Hosentaschen ruhen, der die väterlichen Badlands und die alten Brücken hinter sich lässt, auf das Leben pfeift, wie ein streunender Yuppie-Hund das ausgetrocknete Flussbett entlang trottet und sich absetzt, gegen den Wind, gegen den Strom, mutig, richtungslos, sexy.

James Dean inszenierte sich in seiner kurzen Performance als sensibel-melancholischen, empört-egomanischen Rebellen.

Das Leben als solches revanchierte sich und wies ihm in der großen Galerie einen Logenplatz zu; so ungefähr zwi-

GELIEBT & VEREHRT: JAMES DEAN

Autor: Wolf Reiser

schen Prometheus und Jesus. Ersterer entriss, als hellenischer Stürmer und Dränger, dem verfressenen Götterolymph das Rinderfilet, brachte den Menschen da unten das Feuer und duzte Übervater Zeus während seiner Pöbelattacken. Er bezahlte mit einer langen Hängepartie am kaukasischen Felsen. Jesus versuchte im Namen seines heiligen Vaters die Moral in die Welt zurück zu bringen und wurde vom wundermüden Pharisäerpack im römisch-jüdischen Freistil aufs Golgathakreuz gelegt. James Byron Dean setzte sich im Alter von 24 Jahren in Sachen happy end ans Steuer eines Porsche-Spyder 550 und raste am 30. September 1955 in ein anderes Auto und starb einfach. Bis dahin war dem Publikum nur sein erster Film bekannt. Danach setzte eine weltweite Massenhysterie ein. Kein Wunder, wenn man auch noch ein paar Wochen vorher kokettiert mit einem Satz wie: „Lebe schnell, stirb rasch und hinterlass eine schöne Leiche“. Über eine Million Menschen zahlten Eintritt, um die Autowrackreliquie zu besichtigen. Die Jungspunde Bob Dylan und Elvis Presley liefen im Spätherbst des Jahres nur noch in blassroten Dean-Windblousons durch ihre Heimatkäffer und lernten in den Kinos Deans Textpassagen auswendig. Beider Sohn-Vater-Dialog-Liebblingsstelle: „Ich will keine Antwort in zehn Jahren. Ich will sie jetzt, sofort!“

Zum 25. Todestag strömten Tausende von Fans zu einem mehrtägigen Gedenkfestival nach Fairmount und gedachtem dem längst auferstandenen Bauernsohn aus Indiana. Kollege Martin Sheen meinte damals: „Nach Marlon Brando spielen Schauspieler anders, nach James Dean leben die Menschen anders.“

Wenn seinen drei Filmen „Jenseits von Eden“, „...denn sie wissen nicht, was sie tun“ und „Giganten“ etwas gemeinsam und zentral ist, dann sind es nun mal

immer wieder diese kitschig-brutalen Herz zerreißen, alttestamentarischen Vater-Sohn-Szenen; all dieses abrahamisch-kain-abelige, freudianisch hochgetunte Gewimmer, Leiden, Lieben, Scheitern. Genau hier begründet sich die Geburt des Mythos Dean und seine Bedeutung für uns.

Die Welt nach 1945 lag in Trümmern. Siegreiche wie besiegte Väter hatten sich an Helden wie Hitler, Stalin, Churchill, Roosevelt aufgerieben. Sie waren transatlantisch müde, traumatisiert, rechthaberisch, schweigsam und spießig. Jeder hatte Blut an den Händen und Dreck am Stecken. Es galt, Zeit zu gewinnen, Gras über alles wachsen zu lassen. Die Söhne spürten, dass etwas nicht stimmte an der neuen Weltordnung. Man kann ja mal fragen, dachten sie. Und wie James Dean seine Filmväter zerlegte – und natürlich jedes Mal dabei auch sich selbst – das hatte Seltenheitswert, das ging unter die Haut und das geht heute noch unter die Haut. Der dumpfe Macho fiel und es strahlte nach Dean der weiche, neurotische und faszinierend fragile Bubenmann. Einmal sagte er: „Wenn ein Mann die Kluft zwischen Leben und Tod überbrücken kann, ich meine, wenn er auch nach seinem Tod weiterlebt, dann war ein großer Mensch.“ Dieser Maxime wurde er gerecht.

Mitchum, Bogart, Pitt und Penn, Rockstars wie Dylan, Elvis, Stones, Beatles und Doors, Bewegungen wie die Beatniks und Hippies berufen sich auf Dean und im Prinzip hat er unser modern-antiautoritäres und weitgehend friedfertiges Leben der Gegenwart eingeläutet.

Beim Nachdenken über das Thema Heldenliebe habe ich in den letzten Tagen immer mal wieder meine Freunde um Rat gebeten. Das alles gestalte-

te sich zu einer ziemlich schwierigen Feldbegehung mit viel Herumjäten. In Deutschland ist das Thema Held offenbar nach Hitler ein heikles. Also ging es bald um Begriffsfindung, um den Star, Superstar, Megastar, die Ikone, die Kultfigur, Legende, Diva, den Übervater, Halbgott, Charismatiker. Wenig später rotierte es dann wie einer Lottotrommel prominenter Namen:

Odysseus, Onassis, Monroe, Mona Lisa, Madonna, Lady Di, Mutter Teresa, Alexander, der Große und Pippin, der Kurze, Bohlen, Ballack, Picasso, Papst Wojtyla, Lance Armstrong, Maradona, Goethe, Gottschalk, Che Guevara, Schimanski, Schröder. Selbst ich wurde einmal flüchtig erwähnt.

Die Auswahl erscheint gigantisch und der Selektionsprozess ist tückisch. Was man wirklich liebt, verehrt und anbetet und warum man das tut, ist schwer auf den Punkt zu bringen. Man muss das wohl überkreisen mit der Grazie eines Albatros.

Am Anfang steht: Held sein ist Männersache. Die Wurzel dieser jahrtausendealten Fanclub-Fixierung steckt in den indisch-hellenisch-nordischen Mythologien: Wunder, Sagen, Grausamkeiten, Vater-Sohn-Vernichtung, Enthauptungen, Kastrationen, Rache, Inzest. Zum Helden gehört offenbar der Vätermord, die Beseitigung des Tyrannen, die Erlösung des geknechteten Volkes und die Herbeischaffung einer neuen, besseren Welt. Es muss aber nicht immer Blut fließen; es reicht wirkungsgeschichtlich auch eine fragil-guillotineske Giganten-Geste wie eben jene von James Dean. Nur wer diese dramatische Dimension in irgend einer Form mitliefert, taugt zum Helden.

Wirkliche Helden tauchen weiterhin nur zu ganz bestimmten Zeiten auf. Sie werden von unten hochgespült oder von oben eingeführt in historische Bruchstell-Lagen oder sozial-kulturelle Umwälzphasen. Im Gegensatz zu D.J. Bobo haben z. B. David, Jesus, Luther oder Napoleon eine durchaus gewichtige Halbwertszeit. Ihr Auftritt ist meist nicht von dieser Welt. Ihr Denken und Handeln gehorcht einer übermenschlichen Dramaturgie. Sie fechten das aus, was uns alle über die Massen beschäftigt und belastet, unsere Lüste und Ängste,

unsere Defizite, unseren Fluch. In aller Regel definiert sich so der jugendliche Held über eine moralische Kategorie. Er ist gnadenlos gut und gerecht und leidet vorzüglich und stellvertretend. Er tritt für die neuen Werte ein und rechnet ab mit den alten. Er hinterlässt keine CD-Hüllen und keine schmutzigen Rasierklingen, sondern einen unübersehbaren Strich, eine veränderte Welt. Meist im Großen, manchmal auch bescheiden, wie im Falle Elke Heidenreich, die in den Sechziger Jahren James Dean sah und sich heute erinnert: „Als ich danach aus dem Kino kam, war ich kein kleines Mädchen mehr.“

Dritter Punkt: Helden sind unplanbar. Dafür sind sie meistens zur richtigen Zeit am richtigen Ort. Es gehört zu ihrer seltsamen Tragik, dass sich ihre Magie verflüchtigt, wenn sie sich ihrer Bedeutung bewusst werden. Sie sind die Blitze und Meteore in der kollektiven Menschenseele. Ankunft ist, siehe Odysseus der falsche Lohn für den Heros. Ihm genügt die Liebe. Wenn er den Thron des Vaters besteigt, ist es um ihn geschehen. Wenn er mit der Verwaltung seines Ruhms beginnt, beginnt der fatale Untergang. Ex-Straßenkämpfer Joschka Fischer kann noch so viele Miles-and-More-Joggingeinheiten hinlegen; er spricht heute wie Kohl, er wirkt wie Kohl, er ist Form gewordener Kohl, ein bebrillter Amtsheld, der sein eigenes Denkmal zerstört.

Seien wir aber gnädig mit denen, die wir vielleicht einst liebten: Auf Helden lastet ein archaischer Fluch. Wenn sie nicht rasch erlöst werden, verfallen sie dem Narzismus der Macht. Die Magie des Helden besteht im bestechenden Auftritt und unsterblichem Abgang. Ein richtig guter Held weiß, dass es nach der Tat für ihn im Diesseits auf Dauer keinen Sitzplatz gibt.

Bandenführer David, der Goliath besiegte und sein israelitisches Volk beglückte, endete als fetter, geiler, dekadenter König – komplett irr wie Brando in *Apocalypse Now*. Der herzglühende Zeuskiller Prometheus wusste um das ewige Dilemma und ertrug stolz und schweigend seine luxusarme Hängepartie am Felsenkreuz. Zwischen diesen Polen spielt sich der zweite Akt des Heldendaseins ab. Robespierre, Danton und Marat taten sich und uns den Gefallen sich relativ zügig einen Kopf kür-

zer zu machen. So bleibt ein Begriff wie die französische Revolution noch ein halbwegs positiv besetzter Mythos.

Warum aber tun wir uns heute so schwer mit einer rückhaltlosen Liebeserklärung an den x-beliebigen eigenen Helden? Ich weiß auch nicht einzuschätzen, ob es daran liegt, dass wir inzwischen so glücklich und erfüllt vom eigenen, imaginären Star-Ego sind, dass uns Helden als fast bedeutungslos gelten. Leben wir wirklich in einer so glücklichen, selbstbewussten Ära? Oder geht es um eine generelle Selbstsucht, die uns verbietet, keine anderen Götter neben sich zu dulden? Oder reichen die älteren und uralten Ikonen im Moment einfach aus?

Allemaal hörte ich bei meinen Fragen meistens ein säuerliches „Ja, schon, den, aber“ – Halb-Bekennnis, wobei die Mängelliste rasch überwiegt. Oft war auch unterschwellig die Gegenfrage impliziert: wieso kommst Du eigentlich darauf, dass ich einen Helden nötig habe? Vielleicht ist es aber einfach eine Sache des nationalen Temperaments. Ein deutsch-amerikanischer Vergleich:

In Sachen James Dean meint beispielsweise Dennis Hopper: „Ich habe ihn unendlich bewundert. Oh, wie habe ich dich angebetet, Jimmy!“ Wogegen der etwa gleichaltrige bayerische Spitzenpolitiker Edmund Stoiber seine Begeisterung so formuliert: „Seine Filme haben mich beeindruckt und ich würde sie mir heute noch einmal gern anschauen.“

Vielleicht ein Zugang: zu jedem Helden gehört ja sein ganz spezielles Waterloo; zu Achill seine schwache Sehne, zu Siegfried die lindenblattgroße Schwachstelle am Rücken, zu Lennon das benebelnde Heroin, zu Dean die mortale Rennleidenschaft.

Zum einen machen diese Schwächen unsere Halbgötter liebenswert und endlich doch noch menschlich und nehmen die eisige olympische Distanz und Arroganz aus dem einseitigen Projektionsfeld. Zum andern sorgen sie dafür, dass wir uns nicht ein Leben lang mit ein und demselben Idol herumschlagen müssen.

Einen Held zu haben, das ist im Idealfall eine Liebesaffäre auf Zeit, bei allem sanften Wahn, bei aller wirren Verblendung. Es ist letztlich sogar ein ziemlich eiskalter Deal, eine Art psycho-hysterisches Survival-of-the-fit-

test-Spiel mit dem Held als Edelhelfer. Vielleicht ist das „Ja, aber“ auch ganz gesund, nachdem wir kuriert wurden von fremd-prominenter Besessenheit, zurückgelassen irgendwann und dann alleine auf uns angewiesen sind bei den kommenden Etappen.

Tatsache ist, dass wir alle trotz liebevoller Eltern diese grandiosen Leitbilder brauchen. Wir benötigen sie – ob sie nun durchgeknallte Hollywoodegomannen oder gottgesandte Engel sind – damit sie uns aus der Patsche helfen. Sie geben uns in trüben Zeiten und richtungslosen Phasen jene Kraft, Freude, Perspektive, Sinn, Richtung, Impuls, Farbe, die unser Leben bereichert. Sie helfen uns über jene Berge, den wir ohne ihre Inspiration nie bezwungen hätten. Sie verführen uns dazu, uns selbst zu finden. Sie fordern uns auf, innere Grenzen, Blockaden, Staubereiche zu überwinden. Sie geben uns ihre Hand, ihr Herz, ihre Stimme.

Und das war es dann auch. „Don't follow leaders!“ warnt Dylan, der wie kaum ein anderer lebender Star unter den Projektionen seiner messiassüchtigen Gemeinde leidet, das viehische Gefolge. Helden sind ja nebenbei meistens eitle selbstsüchtige Säcke. Sie saugen uns aus wie wir sie aussaugen. Wir sind ihnen nach vollbrachtem Quantenruck nichts mehr schuldig. Die Rechnung ist längst beglichen, an der Kinokasse, im Plattenladen oder an sonstigen Opferbüchsen. Lächerlich ist es halt, wenn man bar jeder Ironie ihre T-Shirts austrägt. Ich habe unlängst eines aus alten Zeiten gefunden und dann habe ich mir mal spaßeshalber eine kleine Liste zusammengestellt von all den Helden meines Lebens bislang; als da waren: mein Vater, Lex Barker, Winnetou, Kapitän Ahab, Lurchi aus dem Hause Salamander, Sigurd, Rübezahl, Curd Jürgens, Peter Frankenstein, Thomas Fritsch, Omar Sharif, Willy Brandt, Mikis Theodorakis, Jagger, Roger Moore, Dylan, Dean, Che, Castro, Brando, Bogart, Henry Miller, Yves Montand. Und endlos ginge es weiter und es im höchsten Maße verwunderlich, wenn man total davon überzeugt ist, nichts, nichts sonst als die Frauen zu lieben...